

# Wohlfahrtshaus der Dr. A. Wander A.-G. in Bern: Dipl. Arch. Ulrich Wildbolz, S.I.A. Zürich

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **119/120 (1942)**

Heft 21

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-52369>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Abb. 2. Ostfront am Friedheimweg des Wohlfahrtshauses der Dr. A. Wander A. G., Bern



Abb. 3. Aussenzugang zum Saal

pro kWh gebaut werden können. Den Bau des Wäggitälwerks, bei dem die kWh auf 6 Rp. zu stehen kam, durfte man damals wagen, weil man die Energie zu entsprechend hohen Preisen für Beleuchtung und Motorbetrieb absetzen konnte. Inzwischen sind nicht nur die Verkaufspreise gesunken, sondern weitaus der grösste Teil der elektrischen Arbeit soll zu den billigsten Preisen für elektrothermische und elektrochemische Zwecke und die Wärmeerzeugung verkauft werden. So erzielten die grössten schweizerischen Kraftwerksunternehmungen, die zumeist nur Grossabnehmer und Wiederverkäufer bedienen, für den jeweils zuwachsenden Energieabsatz in den Jahren 1935 bis 1940 durchschnittlich nur 1,5 bis 1,7 Rp./kWh. Auch die Energie aus Speichieranlagen darf nicht teuer werden. Das 10-Jahresprogramm enthält denn auch nur Projekte für Grosskraftwerke, bei denen, auf den Preisstand 1939 bezogen, die kWh nicht über 1,5 bis 2 Rp. kosten wird.

Es liegt nun auch an den Behörden, den Bau neuer Kraftwerke zu fördern. Insbesondere erwartet man von ihnen die baldige Erteilung der noch fehlenden Wasserrechtskonzessionen, erträgliche Bedingungen und mässige Bemessung der Wasserzinsse. Die Art. 23 und 24bis der Bundesverfassung und das eidg. Wasserrechtsgesetz von 1916 gewähren den Bundesbehörden weitgehende Befugnisse zum raschen Handeln und zur Entscheidung strittiger Fragen.

Wie viele Wasserkräfte wir noch ausbauen können, oder vielleicht müssen, hängt stark vom künftigen Brennstoffmarkt ab. Die Grundzüge unserer Elektrizitätswirtschaft erwiesen sich bisher als richtig und erfolgreich, ihre weitere zielbewusste Innehaltung wird unsern Tribut an das Ausland stetig vermindern und mithelfen, dass man auf dem internationalen Energiemarkt auf uns hören muss.

### Zur Preisentwicklung der elektr. Energie

Im Anschluss an obige Ausführungen Dr. Steiners geben wir hier eine bildliche Darstellung der Entwicklung der von drei charakteristischen Werken erzielten mittl. Verkaufserlöse im letzten Jahrzehnt. Zur Erklärung der sehr bedeutenden Unterschiede diene folgendes.

Das Elektrizitätswerk der Stadt Zürich (EWZ) erfuhr

bei einer Absatzsteigerung von (1931) rd. 277 Mio kWh auf (1940) 435 Mio kWh eine Senkung des Verkaufserlöses von 7,9 auf 5,7 Rp./kWh. Dabei vereinigt das EWZ in seiner Hand die Energie-Erzeugungs-, Übertragungs- und Verteil-Anlagen bis zum letzten Verbraucher. Bei diesem erzielt es, nicht zuletzt dank der städtischen Verhältnisse seines Absatzgebietes mit grossen Anteilen an hochwertigen Verwendungszwecken (Beleuchtung, Kleinapparate, Motoren usw.) einen wenigstens anscheinend recht hohen mittl. Verkaufserlös von (1940) 5,7 Rp./kWh. Davon kommen indessen in Abzug die Kosten für Übertragung aus Graubünden und Verteilung mit insgesamt 3,735 Rp./kWh, sodass ihm als tragbare Gesteungskosten ab Werk in Graubünden 1,965 Rp./kWh verbleiben.

Die Bernischen Kraftwerke (BKW) übertragen und verteilen ihre Energieerzeugung nur zum kleineren Teil bis zum eigentlichen Verbraucher, grösstenteils dagegen nur an regional und gemeindeweise organisierte Versorgungs-Unternehmungen, haben also nicht so grosse Verteilungskosten und weniger Verluste zu tragen. Dementsprechend können sie auch nur einen wesentlich niedrigeren Verkaufserlös erzielen, 1940 im Mittel noch 3,15 Rp./kWh. Auch sie haben also bei steigendem Absatz eine wesentliche Senkung des Erlöses erfahren.

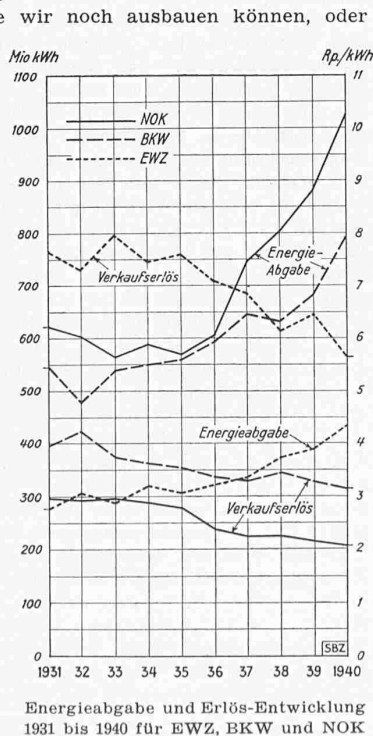
Die Nordostschweiz. Kraftwerke (NOK) endlich sind eigentliche Grossisten. Ihre Abnehmer sind die Elektrizitätswerke der Kantone Aargau, Schaffhausen, Thurgau, Zug und Zürich, sowie die St. Gall.-Appenzell. Kraftwerke und Glarus. Diese tragen also die Hauptlasten der auf die Energieerzeugung der NOK entfallenden Übertragungs- und Verteilungskosten samt Verlusten selbst. Dafür ist aber auch der für die NOK erzielbare Verkaufserlös noch kleiner als bei den BKW; er betrug 1940 nur noch rund 2,1 Rp./kWh im Mittel. Hiervon gehen ab die Übertragungskosten und Verluste ab Werk in Graubünden mit 0,35 Rp./kWh, sodass sich die für die NOK tragbaren Gesteungskosten ab Werk in Graubünden auf 1,75 Rp./kWh reduzieren (in guter Uebereinstimmung mit den 1,96 Rp. des EWZ).

Aus diesen Zahlen ergibt sich die zwingende Notwendigkeit der niedrigsten Gesteungskosten für die neu zu beschaffende Energie. Dazu ist noch zu sagen, dass die in unserem Kurvenbild zum Ausdruck kommende sinkende Tendenz der Erlös-Preise noch keineswegs abgeschlossen ist, denn der Bedarfzuwachs entfällt in zunehmendem Mass auf grosse Arbeitsmengen für Wärmezwecke zu Brennstoff-Paritätspreisen, zwischen 2 u. 1 Rp./kWh. Nur der Umstand, dass ein bedeutender Teil dieser Arbeitsmengen in Mittelspannung abgegeben und aus sog. Ueberschussenergie gedeckt werden kann, lässt solche Preise gerechtfertigt und tragbar erscheinen.

### Wohlfahrtshaus der Dr. A. Wander A.-G. in Bern

Dipl. Arch. ULRICH WILDBOLZ, S. I. A. Zürich

Gegen Süden anstossend an das bestehende Fabrikareal der Dr. A. Wander A.-G. in Bern stand ehemals in einem von Gebüsch, Stauden und alten Bäumen wild überwucherten Garten eine unansehnliche «Villa». Diese wurde im Dezember 1939 abgebrochen, um dem neuen Wohlfahrtsgebäude Platz zu machen.



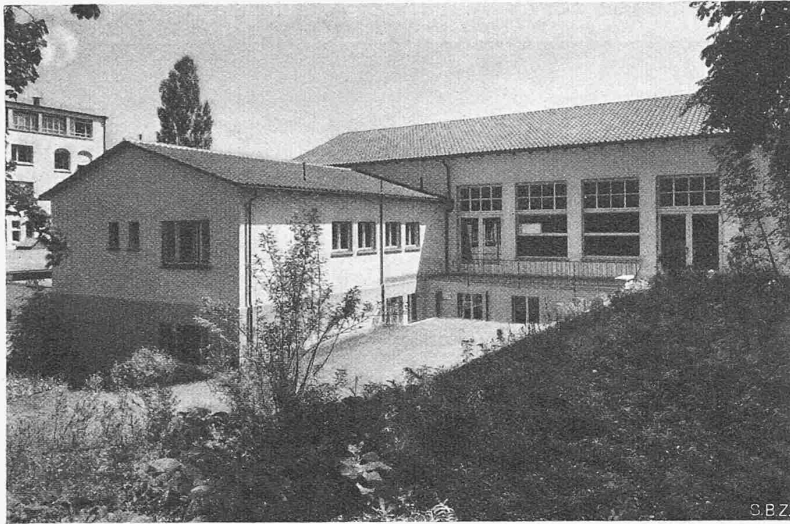


Abb. 4. Blick aus Westen in den Gartenhof, links der Küchenflügel

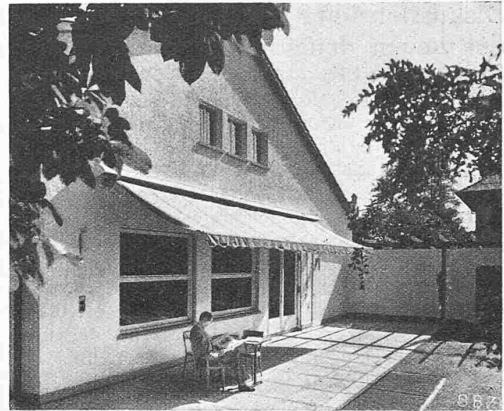


Abb. 5. Vorplatz des kleinen Saales

Dieser Neubau wurde anfangs März 1940 begonnen und — mit Ausnahme der Wäscherei — im Dezember desselben Jahres dem Betrieb übergeben.

Das Bauprogramm war als Resultat eingehender Studien mit dem Architekten und dem Schweiz. Verband Volksdienst noch kurz vor Kriegsausbruch bereinigt worden. Im Vordergrund stand ein Saalbau, der sowohl als Kantine wie für Kinovorführungen, Konzerte, Vorträge und Anlässe dienen sollte. Dann waren nötig, als ebenso wichtige Abteilung, Garderobräume für 350 bis 400 Arbeiter und Arbeiterinnen samt ihren Nebenräumen wie Portierloge, Trockenräume, Bäder, Duschen u. dgl. (Abb. 13). Damit stand die Verlegung des Fabrikeinganges für die Arbeiterschaft in Zusammenhang, sodass die Bureauangestellten, die Arbeiter und die Fuhrwerke je ihre eigenen Eingänge erhielten (Abb. 1). Weiter sollte ein Luftschuttkeller für die gesamte Belegschaft und ein solcher für die Luftschutztruppe (Abb. 14 bis 19, S. 248/49) und schliesslich eine Wäscherei mit Trocken-, Mänge-, Bügel- und Flickraum untergebracht werden.

**Verkehr.** Um eine gute Verbindung von Saalbau, Garderobe und Luftschuttkeller einerseits mit der Strasse und dem Fabrikareal andererseits zu erhalten, wurde das Gebäude unter Freilassung eines geräumigen Vorplatzes für den Verkehr in die Nordostecke des Bauplatzes gerückt und der Haupttrakt auf die Baulinie gestellt, Küche, Wäscherei und «Luftschuttkaserne» aber in einem Quertrakt untergebracht. Auf diese Weise blieb noch genügend Raum für die Gartenanlage und ein guter Teil des alten Baumbestandes konnte erhalten werden. Der Zugang zu den Garderoben im 1. Untergeschoss erfolgt zu ebener Erde, während andererseits auch der Anschluss des Erdgeschosses an den Garten infolge des nach Süden ansteigenden Geländes bestehen bleibt. Der nur bei besonderen Anlässen benutzte Saaleingang von Osten führt über die Freitreppe zur Vorhalle. Zur Mittagsverpflegung kommen die Arbeiter vom Fabrikhof über Windfang und Verbindungstreppe in die Kantine. Für das Personal und die Lieferanten von Küche und Wäscherei besteht ein eigener Zugang. Die Vorräte werden im modern eingerichteten Oekonomat oder in den Kellern des 2. Untergeschosses (feucht und trocken) magaziniert. Die Speisen, in der mit allen Hilfsmaschinen versehenen Küche zubereitet, gelangen über eine breite Durchgabe in die Kantine. Schliesslich führt ein unterirdischer Gang zu ebener Erde vom Fabrikhof in die allgemeinen Schutzräume, während die Luftschuttkaserne vom Lieferanteneingang her zugänglich ist. So ist für die einzelnen Betriebe eine reibungslose Abwicklung des Verkehrs gewährleistet.

**Die Konstruktion** wurde mit Absicht möglichst einfach gehalten. Da ein grosser Teil des Gebäudes unter der Erde liegt, ergab sich verhältnismässig viel Erdaushub, der zudem durch eine tiefe Sandschicht sowie die aus mächtigen Quadern gemauerten, alten Fundamente erschwert wurde. Die massiven Decken über dem Luftschuttkeller in armiertem Beton sind statisch mehr als «einsturz sicher». Auch das 1. Untergeschoss ist in Beton, das Erdgeschossmauerwerk in der Hauptsache in Backstein ausgeführt. Die als Pfettendachstuhl ausgebildete Dachkonstruktion ist mit Doppelfalzziegeln eingedeckt. Die Celotex-Platten über dem grossen Saal sind zwischen dem Gebälk ein-

gelassen und sind zusammen mit der darauf liegenden Schlackenschicht ein ausgezeichnete Wärmeschutz. An der südlichen Stirnwand des Saales sind überdies schallschluckende Celotex-Platten angebracht, die für einwandfreie Akustik Gewähr bieten.

**Die Gestaltung** und die innere Ausstattung des Saales ist so gehalten, dass sich seine Benutzer darin wohl und heimelig fühlen; der Blick ins Grüne durch die breiten Fenster und Glastüren verstärkt den angenehmen Eindruck. Der kleine Saal gegen Süden ist bedeutend niedriger und hat überdies direkte Verbindung mit der grossen Terrasse (mit Sonnenstore) und der anschliessenden Pergola. Darüber befindet sich die Filmkabine, die die Vorführung von Kino oder Tonfilm gestattet. Bei Konzerten oder Vorträgen wird der Saal bestuhlt und je nach Wunsch kann durch Verschieben der faltwand auch der kleine Saal zum Zuschauerraum geschlagen werden. Er hat sich denn auch schon bei zahlreichen Anlässen dieser Art räumlich und akustisch wohl bewährt.

**Installation.** Die Heizung, das Warmwasser, die Kochkippkessel, die Wärmeschränke und die Entnebelungsanlagen werden mit überschüssigem Dampf geheizt, den die grosse Kesselanlage der Fabrik liefert und der im Verteilerraum auf die Boiler und die andern Anlagen verteilt und automatisch auf den nötigen Druck bzw. die gewünschte Temperatur gebracht wird. Der Kochherd und die Küchenmaschinen sind dem Kraftstrom angeschlossen. Ventilations- bzw. Entnebelungsanlagen sind in der Küche, den Bädern, den Trockenräumen und in der Wäscherei eingebaut. Auch die Luftschuttkeller haben ihre Ventilation, die zudem mit Gasfilter und einem Notstromaggregat versehen ist. Im Falle der Zerstörung der Wasserhauptleitung steht ein Wasserreservoir zur Verfügung. Die Schutzräume sind mit ihren Glastüren, Schleusen, Entgiftungskammern und Notausgängen gegen alle Eventualitäten geschützt und vorbildlich ausgestattet. Besonders gut gesorgt ist für die militärisch organisierte Luftschutztruppe der Firma, die sich aus geeigneten Leuten der Belegschaft rekrutiert, Übungen abhält, und in zwei Ablösungen zu je 32 Mann im Alarmfall ihren Dienst antritt.

Es ist der Bauherrschaft hoch anzurechnen, dass sie, den ungünstigen Zeitläufen zum Trotz, dieses ausschliesslich dem Wohlergehen der Belegschaft dienende Bauprojekt verwirklicht hat.

Baukosten einschl. Honorar . . . . .	Fr. 388 224.65
Mobiliar und Umgebung . . . . .	Fr. 31 262.90
Total der Anlagekosten . . . . .	Fr. 419 487.55
Umbauter Raum: 5790 m <sup>3</sup> ; Baukosten Fr. 67/m <sup>3</sup> .	

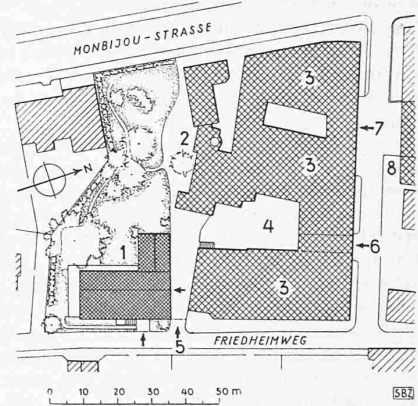


Abb. 1. Lageplan 1 : 2000. — 1 Wohlfahrts-haus, 2 Velos, 3 Fabrik, 4 Hof, 5 Arbeiter-eingang, 6 Fuhrwerke, 7 Bureaueingang, 8 Garagen

Alle Photos Spreng Basel



## Diskussion über Kulturarbeit der neuen deutschen Technik

I. Zuschrift von Prof. ALWIN SEIFERT, München

Wie aus den Besprechungen meines Zürcher Vortrags über «Kulturarbeit der neuen deutschen Technik im Ostalpenraum» vom 16. Februar 1942 in Bd. 119, S. 156 (Nr. 13 vom 28. März 1942) hervorgeht, hat er einige Fragen offen gelassen. Das rührt daher, dass ich mich angesichts des riesigen zur Verfügung stehenden Stoffes beschränken musste auf den neuen deutschen Strassenbau, auf den Alpenraum, und schliesslich, und das ist das Entscheidende, auf die dabei geleistete Kulturarbeit, also jenen Teil des Schaffens, der über das Technische hinausgeht in dem Sinn, der Kultur und Zivilisation unterscheidet.

Dazu gehörten wohl auch die Gesetze der Linienführung, die wir wieder erarbeitet haben, da sie von wesentlicher Bedeutung für die Harmonie zwischen dem technischen Werk und dem Landschaftsraum sind, in den es gebaut wird. Ihre Erörterung hätte aber zu sehr den gegebenen Rahmen gesprengt. Es gehören aber nicht dazu Eisenbetonbrücken, wenigstens nicht im Alpenraum.

Selbstverständlich bauen wir auch solche. Im Zuge der Reichsautobahnen stehen gewaltige Eisenbetonbrücken aller Systeme, die es an Spannweite und baukünstlerischer Durchbildung — die Mitarbeit von Architekten vom Range eines Paul Bonatz bürgt dafür — durchaus mit jenen aufnehmen, die sonstwo in der Welt gebaut werden. Aber sie berühren uns nicht sonderlich; sie stehen in Waldtälern, wo man sie nicht viel sieht, am Rande von Städten oder in Industrielandschaften, wo sie nicht stören. Wir bauen sie auch in den Alpen ab und zu in ebenen Talböden, wo die gegebene Höhe für Mauerbogen nicht reicht und wo Sand und Schotter in bester Art anstehen. Es lohnt sich aber nicht von ihnen zu reden; denn

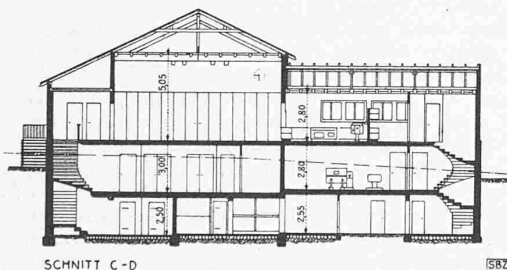


Abb. 7. Schnitt durch Saal und Küche

## Wohlfahrtshaus der Dr. A. Wander A. G. in Bern



Abb. 6. Küche mit elektrischem Herd und Dampf-Kochapparaten

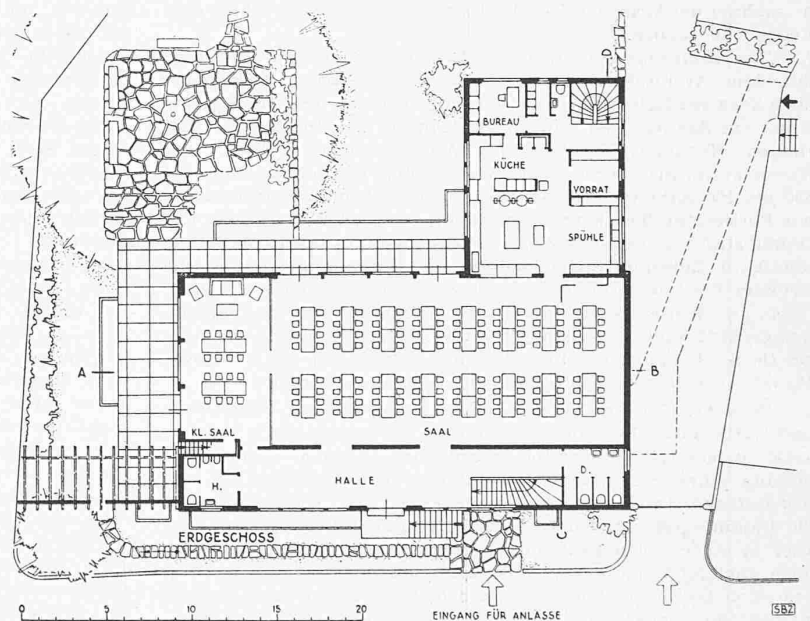


Abb. 8. Grundriss vom Saalgeschoss mit Küchenflügel. — 1 : 400

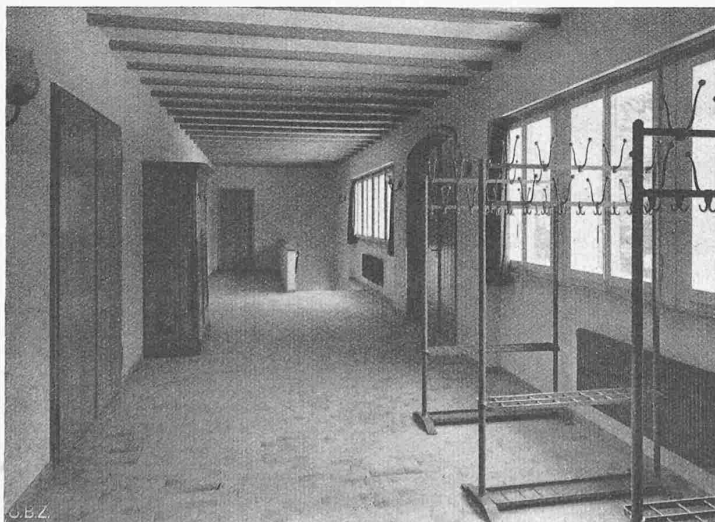


Abb. 9. Halle im Saalgeschoss, rechts Eintritt von aussen

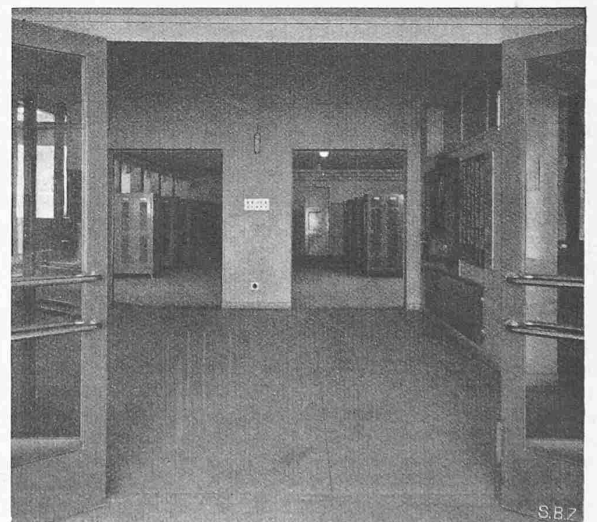


Abb. 10. Eingang zur Garderobe im Untergeschoss

Wohlfahrtshaus Dr. A. Wander. — Arch. ULR. WILDBOLZ, Zürich

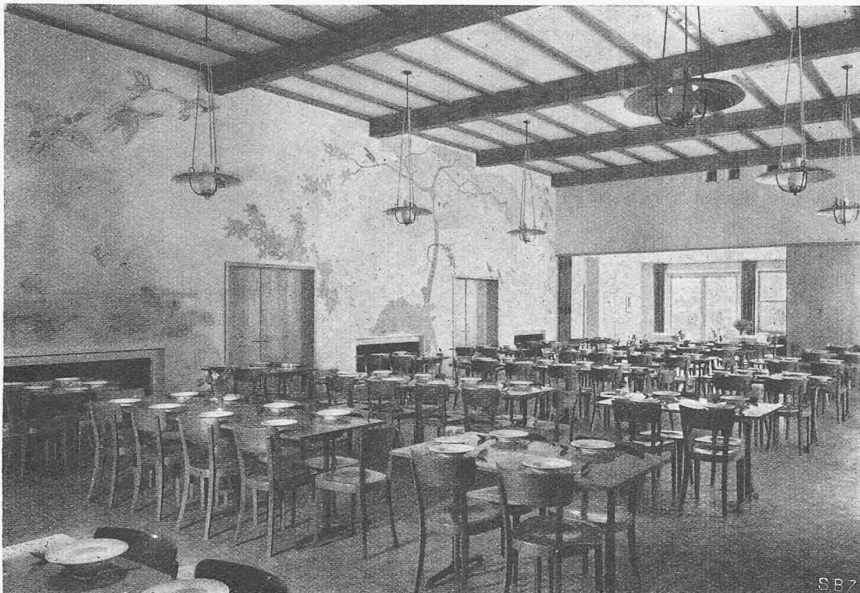


Abb. 11. Saal des Wohlfahrtshaus der Dr. A. Wander A. G. in Bern

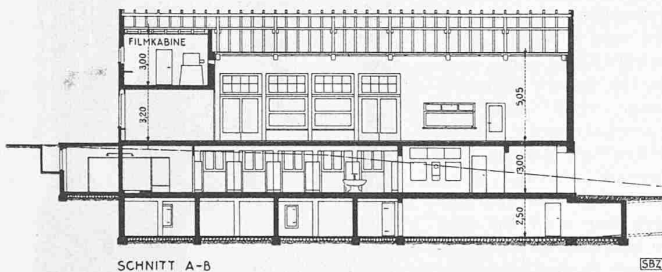
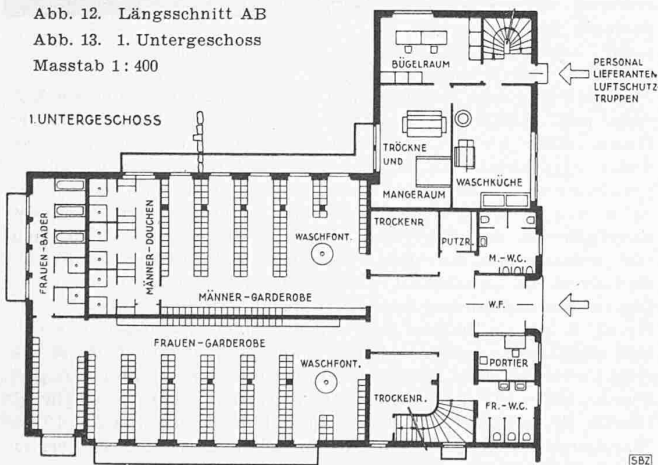


Abb. 12. Längsschnitt AB  
Abb. 13. 1. Untergeschoss  
Masstab 1: 400

1. UNTERGESSCHOSS



es sind wirklich nicht Kulturbauten, sondern nur Werke technischer Zivilisation, so schmerzlich das für die Eisenbetoningenieure zu hören sein mag. Das liegt an ihrem Werkstoff und an ihrer Statik.

Auch ein noch so gut steinmetzmässig überarbeiteter Eisenbeton steht in seiner Oberflächenwirkung weit hinter jedem Naturgestein zurück. Er teilt diese naturferne Gleichgültigkeit mit allen Erzeugnissen der neuen wissenschaftlichen Chemie im Gegensatz zu jenen der volkstümlichen alten, wie der Weisskalk einer ist. (Man vergleiche etwa lohgares mit Chromleder!) Wird Naturstein, wenigstens in reiner Luft, mit zunehmendem Alter immer schöner und lebendiger, so sieht Beton und ganz besonders Eisenbeton neu noch am besten aus; er bekommt nie Patina, er wird nur alt und schmutzig. In einer Felslandschaft ist er ein unerträglicher Fremdkörper und scheidet deshalb aus für einen Strassen- und Wasserbau, der landschaftsverbunden gestalten will.

Mit Ausnahme der des Balkens und des einfachen Bogens mit aufgeständerter Fahrbahn ist die Statik der Eisenbetonbrücken dem gemeinen Mann auch nur gefühlsmässig nicht zugänglich. Deshalb kommen sie nicht in Frage für einen Raum, in dem die Technik bewusst ganz besonders volksnah sein will. Wir wollen nicht jenen l'art pour l'art-Standpunkt, der in der Kunst abgewirtschaftet hat, auf die Bautechnik übertragen.

Dies sind die Gründe, hier zum erstenmal eindeutig festgelegt, die uns unbewusst veranlassen, den auch in den Alpen 1934 schon begonnenen Bau von grossen Betonbrücken wieder aufzugeben und uns mit Begeisterung und stets wachsender Freude der Wiedererweckung eines volkstümlichen Natursteinmauerwerkes zu widmen. Der von Peter Meyer gefürchteten und auch von uns erkannten Gefahr der Pose entgegen wir sicher, wenn wir den Naturstein nicht als Fassade vorkleben in jener Art, wie es etwa an der Eisenbetonbrücke über die Maira bei Castasegna geschehen ist (Steinverkleidung von Gussbeton ist seit den ältesten Zeiten erlaubt und war bei den Römern selbstverständliche Handwerksübung), sondern ehrlich mit ihm mauern, unter selbstverständlicher Anwendung aller Fortschritte der Steinbogenstatik, die übrigens der alpen-

ländische Steinmaurer fast alle intuitiv schon seit Jahrhunderten vorweggenommen hat. Dabei sind wir einer Sache sicher: Wir werden nicht in dreissig Jahren heute ganz besonders moderne Eisenbetonbrücken mit jenem kopfschüttelnden Staunen ansehen, das die vor dreissig Jahren in den Alpen gebauten ob ihrer jetzt offenkundigen Hässlichkeit bei uns erregen.

So bleiben in den Alpen Eisenbeton- und auch Eisenbrücken auf jene Fälle beschränkt, wo geringe Bauhöhe und grosse Spannweite den Steinbogen nicht zulassen. Wir werden an einer Stelle im Kalkgebirge, wo uns die bisherige Planung zu einem Bauwerk von 200 m freier Spannweite zwingt, das nur in Eisenbeton möglich wäre, lieber die Autobahn auf eine grosse Länge verlegen, um die Einheit zwischen Bauwerk und Landschaft wahren zu können.

Auch der Problematik, die im Festhalten des angestammten *Baugesichts bei Hochbauten* für neuzeitliche Zwecke liegt und auf die Peter Meyer hinweist, sind wir uns wohl bewusst. Dies näher auszuführen fehlte es bei meinem Vortrag an Zeit; deshalb sei es hier nachgeholt.

So wenig man es einem Kärntner Bauernhaus von aussen ansieht, ob es noch eine Rauchküche birgt oder einen modernen Küchenherd, so wenig sind alle technischen Einrichtungen und Zutaten eines neuzeitlichen Hauses, weder Fernsprecher noch W. C. noch Kühlschränke noch Rundfunk oder was es auch sei, von Einfluss auf seine Gestalt. Diese ist — von der Angleichung an eine Stammesart zunächst abgesehen — allein bestimmt von *Baustoff, Klima und Zweck*. Betrachten wir die zwei wesentlichsten Bauelemente, in denen sich die im Alpenraum überlieferten Hausformen von «neuzeitlichen» unterscheiden, die Dachform und die Fenstergrösse, so ergibt sich folgendes:

Der beste Schutz jedes Gebäudes gegen den Winter in den Hochlagen der Alpen ist das steile Dach mit dem nicht ausgebauten kalten Dachraum, wie es alle Herrschaftsbauten zwischen Genfersee und Wienerwald seit der frühen Gotik haben — ältere sind kaum überliefert — und wie wir es weiterhin verwenden. Es gibt keine billigere Art, den Schnee auf dem Dach los zu werden, als ihn abrutschen zu lassen. Wie unwirtschaftlich es ist, ihn auf flachen Dächern durch Koks zum Abschmelzen zu bringen, den man im Ausland kaufen muss, dürfte in den letzten Wintern mancher Schweizer Hotelwirt errechnet haben. Den Raum für Matratzenlager unserer Jugend haben wir unter den steilen Schindeldächern unserer Rasthäuser umsonst.

Wir bauen diese nicht für Leute, die in geschlossenen Limousinen von Hotel zu Hotel reisen, dort nur sich und ihresgleichen suchen und hinter grossen Spiegelscheiben das fremde Land besuchen wollen. Wir bauen für Leute, die in offenen Wagen und Omnibussen kommen, für Bergsteiger und Skiläufer, die den Tag über Sonne und Landschaft draussen im Freien geniessen und in den Rasthäusern Geborgenheit und Behagen suchen. Die findet man aber nicht hinter Schaufenstern, sondern in holzgetäfelten Stuben hinter dicken Mauern mit Fenstern solcher



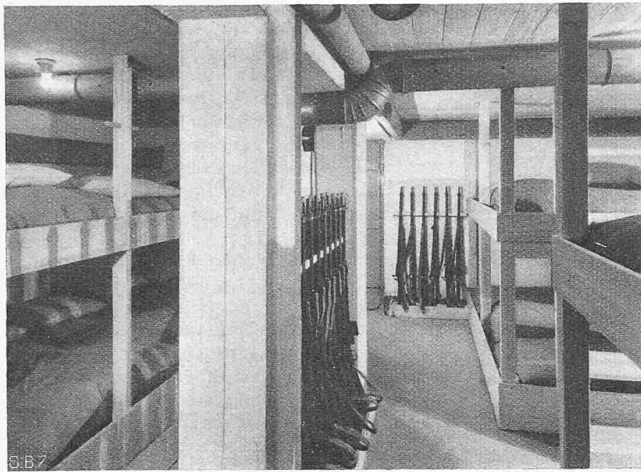


Abb. 16. Mannschafts-Schlafrum der Luftschutzkaserne

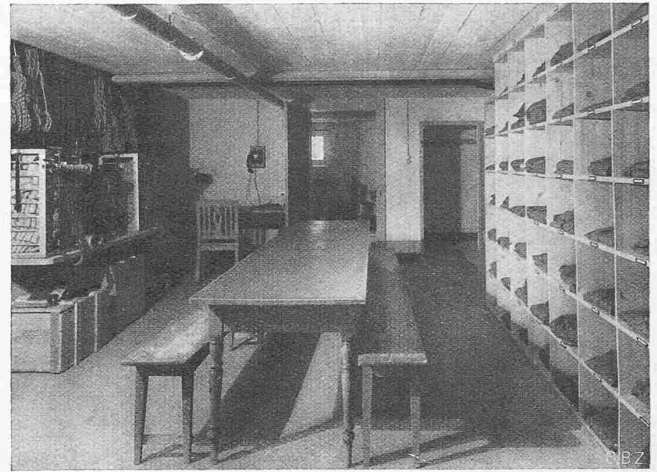


Abb. 17. Kommando- und Mannschaftsraum

Form und Grösse, wie sie sich aus dem Bedürfnis nach Wohnlichkeit einerseits, ausreichender Helligkeit andererseits ergeben. Und diese Bedürfnisse lassen sich einwandfrei befriedigen unter völliger Wahrung jenes uralpenländischen Baugesichts, das seit viertausend Jahren das Kerngebiet der Alpen beherrscht und seit zweitausend den ganzen Raum südöstlich einer Linie vom Bodensee nach Breslau in seinen Bann gezogen hat. Die einheitlichen Haustypen von Splügen und Soglio bis Neumarkt hinter den Karawanken mit ihren wuchtigen Mauern, in denen die Fenster nur notwendige Uebel sind, kennzeichnen ihn in seiner Besonderheit ebenso, wie etwa die ganz in Glas aufgelösten Schauseiten der Gildehäuser am alten Marktplatz in Antwerpen den Geist des im Skelett, in enggereihten Oeffnungen bauenden alemanisch-fränkisch-sächsischen Raums nordwestlich jener Linie in seiner schärfsten Ausformung darstellen. Zürich gehört zu diesem Raum, nicht zum uralpenländischen; hierin liegt der Peter Meyer wohl noch nicht bewusst gewordene letzte Grund dafür, dass ihm Verzicht auf grosse Fenster problematisch erscheint. Das Lichtbedürfnis jener mittelalterlichen Zürcher, die den grossen Saal im Zunfthaus zum Rüden bauten, wäre mit weniger Fenstern durchaus zu befriedigen gewesen; es ist aber ebenso alemanische Art einen Ueberfluss an Fenstern zu machen, wie graubündler und bairische Freude an dicken Mauern zu haben. Und die wollen wir unseren Leuten lassen. So wenig es notwendig ist, einem Volksstamm wie den Tirolern, der heute noch mit echter Hausmusik, ja sogar noch mit der Harfe lebt, nun Banjo und Saxophon aufzudrängen, so wenig brauchen wir dort Glas-Eisen-Hotelbauten, die anderswo und für andere Menschen richtig sein mögen.

Denn die von Peter Meyer erhobene Forderung, dass die malerischen Verschiedenheiten der äusseren Erscheinung von den historisch gewachsenen Einheiten von innen her mit Leben erfüllt werden, ist im deutschen Alpenraum durchaus erfüllt. Das grosse Landesschiessen in Innsbruck — Tirol allein hat 285 Standschützenkapellen — gibt an Buntheit und Echtheit des Bildes dem nichts nach, was Gottfried Keller im Fähnlein der sieben Aufrechten schildert; sogar eine neue, nach Talschaften verschiedene Volkstracht ist überall wieder im Werden, von den geistigen Mittelpunkten Innsbruck, Salzburg und besonders Graz seit Jahren gefördert und, was entscheidend ist, gesellschaftsfähig gemacht. Und wie hier berufene Kräfte darüber wachen, dass nichts zu Maske wird, so klopfen wir den Architekten, die für uns arbeiten, bedeutend auf die Finger, wenn sie in Romantik oder Historizismus abgleiten:

Gerade die Achtung vor der Würde des Volkes, zu dem wir uns bekennen, veranlasst uns zu solchem Tun.

\*

## II. DUPLIK

Es ist überaus dankenswert, dass Herr Prof. Seifert auf meine Anmerkungen antwortet, denn es stehen hier so grundlegende und heute noch wenig abgeklärte Fragen der ganzen Architekturentwicklung zur Diskussion, dass sie nicht genug überlegt werden können, steht doch dahinter nichts geringeres, als die Frage nach dem Verhältnis zwischen Modernität und Tradition, zwischen Gegenwart und Vergangenheit überhaupt, von dem die Frage des architektonischen Ausdrucks nur ein kleiner Ausschnitt ist. Doch wollen wir uns hier an den durch den interessanten Vortrag von Prof. Seifert angeschnittenen

Ausschnitt halten, so sehr das Problem wert wäre, in seiner ganzen Breite erörtert zu werden.

Was den Strassenbau betrifft, so liegt zunächst ein praktischer Hauptunterschied zwischen unsern und den deutschen Verhältnissen darin, dass uns für unsere Strassenbauten eben nicht die unbeschränkten Mittel zur Verfügung stehen, die offenbar für die deutschen Reichsautobahnen verfügbar sind, die sich der besondern Gunst leitender Persönlichkeiten erfreuen. Dieses bei uns fehlende persönliche Moment spielt ja auch weiterhin im Einzelnen eine beträchtliche Rolle in Form einer ausgesprochenen Vorliebe oder Abneigung gegenüber bestimmten Baustoffen.

Im Grund sind wir aber darüber gar nicht unglücklich, dass unser Strassenbau in einen beschränkteren und von solchen persönlichen Momenten unbeeinflussten Rahmen gestellt ist, denn damit ist uns die Möglichkeit entzogen, vor den Notwendigkeiten der Gegenwart ins Romantische auszuweichen; wir müssen uns mit dem Problem der Einfügung technischer Bauten in die Landschaft ganz unmittelbar auseinandersetzen. Die im Zusammenhang meiner Anmerkungen in der SBZ, Bd. 119, Nr. 13, S. 157 als Beispiel einer vorbildlichen Eisenbetonkonstruktion abgebildete Salginatobel-Brücke dient einem Gütersträsschen und nicht einer Hauptverkehrsstrasse; eine steinerne Bogenbrücke hätte für die Spannweite von 90 m sehr viel mehr als 190 000 Fr. gekostet. Würde man sich in Deutschland auf den Standpunkt stellen, für eine solche Nebenstrasse sei schliesslich eine technische Konstruktion gut genug? Unserer Auffassung würde es widerstreben, einen grundsätzlichen Unterschied zu machen zwischen ausschliesslich praktischen Konstruktionen für den internen Gebrauch der Bevölkerung und repräsentativen Brückenbauten für Fremdenverkehr. Eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen «Kulturbauten» und «Werken technischer Zivilisation» kennen wir nicht, — ja der ganze, in deutschen Kulturdiskussionen schon seit langem beliebte Gegensatz zwischen «Kultur» und «Zivilisation» scheint uns eine nicht sehr tiefgehende, in ihrer Ueberschätzung aber gefährliche Unterscheidung zu sein. Denn indem man das eine, die «Kultur», als das für die geistige Entwicklung allein Erhebliche erklärt, und es von der Verantwortung für das Alltäglich-Praktische entlastet, wird es zum unverbindlichen Tummelplatz vager Idealismen, und der Bereich der materiellen «Zivilisation» bleibt daneben liegen als ein von aller höhern geistigen Verantwortung abgetrenntes Wirkungsfeld der baren Empirie — id est der keiner geistigen Instanz verantwortlichen praktischen Gewalt. Selbstverständlich gibt es Aufgaben verschiedenen Ranges — aber sie

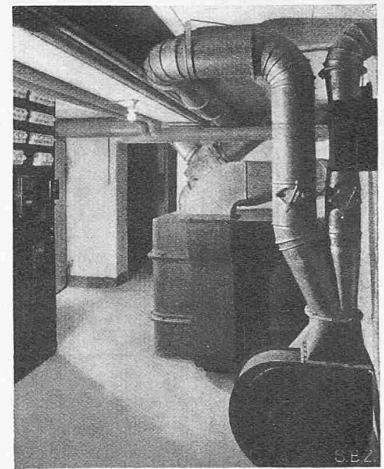


Abb. 15. Ventilatorenraum

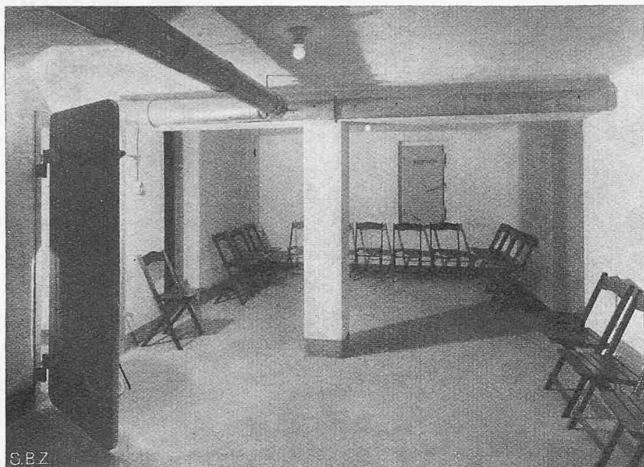


Abb. 18. Luftschutzraum, links Eingang und WC

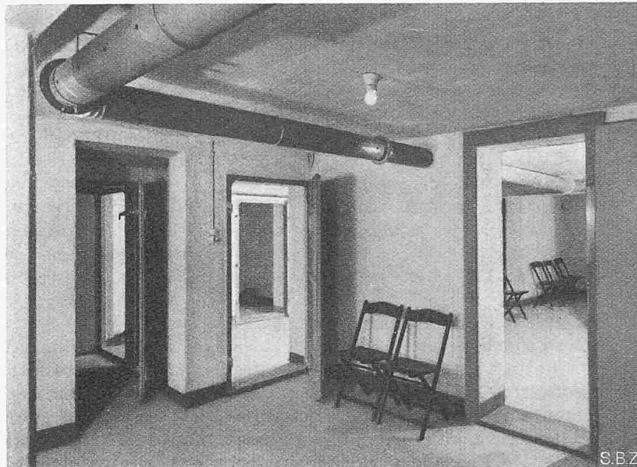


Abb. 9. Durchblick von innen durch die Eingangsschleuse

Wohlfahrtshaus der Dr. Wander A. G. in Bern

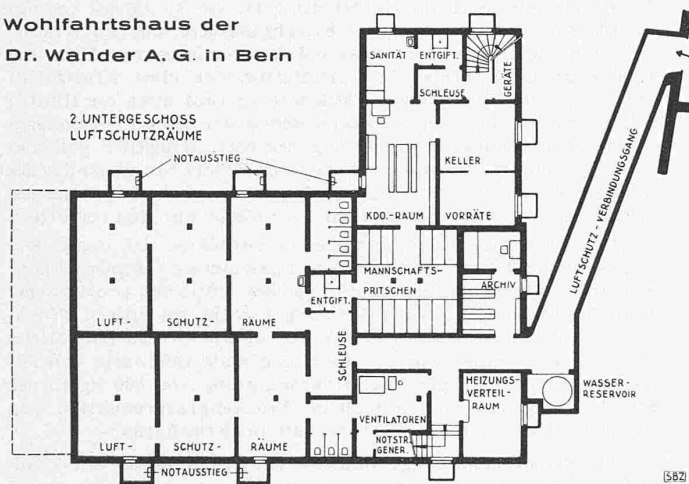


Abb. 14. 2. Untergeschoss mit den Luftschutzräumen. — 1:400

gehen stufenweise ineinander über und noch die bescheidenste technische Aufgabe und praktische Massnahme scheint uns in den Rahmen der Kultur zu gehören und ist dort auf der Ebene des Geistigen zu verantworten.

Zwischen den Aufgaben höchsten und niedersten Ranges besteht unserer Meinung nach kein grundsätzlicher Unterschied, sondern nur ein solcher des Grades, und jede einzelne Bauaufgabe, ob sie oben oder unten auf der Stufenleiter steht, muss in ihrer eigenen Art so gut und so schön als möglich gelöst werden. Das heisst, eine technische Aufgabe wird gerade als Kulturleistung erheblich, wenn sie diese ihre *technische* Art so rein als möglich zum Ausdruck bringt — denn das Materielle ist an sich keineswegs unwürdig und kulturell unerheblich, solange es nicht allein herrschen und sich für das geistige Prinzip ausgeben will. Wenn man aber technische Bauten in das Gebiet des Monumentalbaues hinüberzieht, so verfälscht man ihren Charakter und damit verletzt man diese Rangfolge der Werte genau so, wie sie der technische Materialismus der Zwanzigerjahre verletzte, der unterschiedslos jede Bauaufgabe im Charakter des technischen Zweckbaues lösen wollte.

Wenn Herr Prof. Seifert sagt, dass die Statik einer Eisenbetonkonstruktion dem gemeinen Mann gefühlsmässig nicht zugänglich ist, so berührt er hier ein äusserst wichtiges, von den Architekten in seiner Bedeutung noch kaum erkanntes Problem, mit dem sich — in anderem Zusammenhang — auch schon der Schreibende befasst hat. Ich muss dabei auf meinen Aufsatz zu den Neubauten der Universität Freiburg in Heft 2/3 des «Werk» verweisen. Es heisst dort (S. 57, unten) «alles Maschinenmässige — und zu ihm zählt auch die moderne, bewusst von technischen Formen ausgehende Architektur — ist nämlich «rational» nur für den Fachmann, den in die Statik und Dynamik der betreffenden Konstruktion speziell Eingeweihten. Für das öffentliche Bewusstsein dagegen hat alles Technische höherer Ordnung den Charakter des Zaubers, der Magie, denn das wissenschaftliche Rä-

sonnement, nach dem die Maschine funktioniert, ist für den Laien nicht durchschaubar . . . Dem gegenüber ist alles Klassische, gleichviel welcher Formulierung, zugleich sinnlich und rational, für jedermann durchsichtig . . .» Diese Ausführungen, mit denen sich auch Herr Prof. Seifert einverstanden erklären wird, hatten den Zweck, die Welt der modernen, technischen Formen gegenüber den klassischen abzuheben und zu zeigen, warum jedes Streben nach Monumentalität in der Architektur in die Nähe des Klassischen führt und führen muss — das jedoch keineswegs einfach mit bestimmten historischen Formen gleichgesetzt werden darf, in denen die Idee des Klassischen im Lauf der Kunstgeschichte schon einmal realisiert wurde. Nun ist es gewiss die zur Zeit wichtigste Aufgabe der Architekturkritik, den verlorengegangenen Sinn für die Idee des Klassischen und der Monumentalität wieder zu wecken — auch hierin wird man mir gerade in Deutschland nicht widersprechen — aber dann kommt es meiner Ueberzeugung nach gerade darauf an, das Aufgabengebiet der monumentalen Architektur so deutlich als möglich von dem der technischen Architektur abzugrenzen und diese von allen Monumentaleinflüssen reinzuhalten um sie als Gattung von eigenem Wert in sich selbst zur Vollkommenheit durchzubilden, während gerade Prof. Bonatz, den Prof. Seifert als Entwerfer vieler neuer deutscher Strassenbrücken anführt, die Kategorien vermischt, in dem er auch die technischen Aufgaben wieder monumentalisiert — als ob sie erst dadurch zu «Kulturarbeiten» würden. Dabei geraten wir aber unweigerlich wieder in das Chaos des letzten Jahrhunderts, das ja gerade daraus hervorging, dass man jede beliebige Architekturaufgabe monumentalisierte. Wir sind keineswegs blind für die ästhetischen Vorzüge dieser Brücken, wir finden manche davon sehr geschmackvoll, aber wir empfinden ihre Problemstellung als grundsätzlich schief. Schliesslich gilt die Undurchsichtigkeit des Funktionierens für den «gemeinen Mann» in noch vermehrtem Mass für das Automobil selbst, dem die Strasse dient, und doch wird man hier nicht im Ernst daran denken, den Autoverkehr zugunsten des funktionell für jedermann durchschaubaren «klassischen» Pferde-Verkehrs aufzugeben. Irgendwo muss es also auch unser Diskussionspartner aufgeben, auf der klassisch-durchsichtigen Lösung zu bestehen, und muss er die modern-technische Lösung gelten lassen. Es ist also nicht einzusehen, warum nicht auch die Brücken in diesem Sinn zu den Werken der Technik gehören dürften, nachdem sie Fahrzeugen von unbestreitbarer Technik dienen.

Noch schwieriger wird die Sache in bezug auf die Hochbauten, die der Sphäre des menschlichen Gefühls sehr viel näher stehen als alles Technische. Dass hier der technische Materialismus, der in den Zwanzigerjahren in Deutschland krassere Blüten trieb als bei uns, keine Lösung bedeutet, ist inzwischen allen besseren Architekten klar geworden. Dass das dem Schreibenden von jeher klar war, beweist schon der Titel seiner 1927 erschienenen Schrift «Moderne Architektur und Tradition». Nur bedeutet es ebensowenig eine Lösung der Aufgabe, beides ins Gleichgewicht zu bringen, wenn man nun ins andere Extrem kippt und man Bauten errichtet — auch in der Schweiz —, die den Anschein erwecken, vor Jahrhunderten entstanden zu sein. Mit solchen Bauten hält man der Gegenwart eine Maske vor, die nicht nur ihr wirkliches Gesicht verdeckt, sondern — was